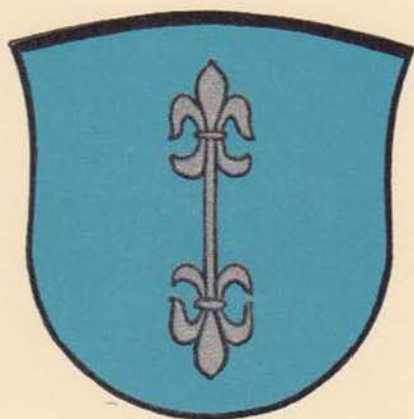


NEUJAHRSBLATT
VON DIETIKON
1953



Neujahrsblatt von Dietikon 1953

6. JAHRGANG

Glanzenberg
Bericht über die Ausgrabung
1937-40

VON KARL HEID

Herausgegeben
von der Kommission für Heimatkunde
Dietikon

BUCHDRUCKEREI OSCAR HUMMEL DIETIKON

Geschichtliches von Glanzenberg ¹⁾

Im elften und zwölften Jahrhundert standen sich im Limmattal zwei große Machtgruppen gegenüber: Auf dem rechten Ufer der Limmat die Regensberger, auf dem linken Ufer die Kyburger, von den Habsburgern abgelöst, und das aufstrebende Kloster Wettingen war im Beginn, seinen kleinen Staat im Limmattal aufzubauen. Die Edlen von Regensberg, deren Stammburg auf einem kleinen Hügel am Katzensee als Ruine liegt, waren hauptsächlich in Weiningen und Engstringen begütert. Das mächtige Geschlecht war aus dem alamannischen Dienstadel hervorgegangen, und man betrachtet den schon im Jahre 870 erwähnten Landelo als ersten Regensberger. Schlieren und Weiningen verband schon seit alten Zeiten eine Fähre über die Limmat. Dort stiftete im Jahre 1130 Lütold II. das Frauenkloster Fahr und unterstellte es dem Kloster Einsiedeln.

Im dreizehnten Jahrhundert gingen die Regensberger daran, ihre Stellung im Limmattal an der Limmat richtig zu sichern. Auf beherrschender Höhe über der Limmat bauten sie zunächst die Burg Glanzenberg und kurz darauf, einige Hundert Meter weiter unten an der Limmat, das Städtchen Glanzenberg. Als Gründer des Städtchens und der Burg wird Lütold V. betrachtet, der in einer Urkunde vom 1. November 1259 erwähnt wird. Daß Glanzenberg schon vor diesem Datum bestand, geht aus der Tatsache hervor, daß nun über seine kirchliche Zugehörigkeit entschieden wurde. Der Ausbau einer derartigen Anlage erforderte eben Jahre, war sogar bei ihrer Zerstörung im Jahre 1268 noch nicht beendet, da es sich bei den Grabungen zeigte, daß die Westfront noch gar nicht ausgebaut war. Die Gründung wurde bisher allgemein in die Jahre um 1240 gelegt, und ich kann dieser Auffassung beipflichten, da die gemachten Funde in diese Zeit weisen.

Es erhebt sich die Frage, warum die Regensberger in diese unwirtliche Landschaft, voller Sumpf, eine Stadt gründeten.

Der Gründung kam mehr handelspolitische Bedeutung zu. Zürichs Handelswege waren zu dieser Zeit durch regensbergische Burgen und Besitzungen beherrscht, und die Regensberger konnten durch Ableitung des Verkehrs von Zürich auf diese neue Verkehrsader Zollgelder gewinnen. Dies tat ihnen not, denn ihre Finanzen waren in arge Bedrängnis geraten. Glanzenberg lag an der Stelle, wo sich das Straßen-

¹⁾Neue, erweiterte Fassung des Grabungsberichtes, der im Jahre 1943 in der «Zeitschrift für Schweizerische Geschichte» erschien.

netz vom Rhein in die Innerschweiz mit dem Land- und Wasserweg Zürich—Baden kreuzte. Auf der Limmat hinderte Glanzenberg die zürcherische Schifffahrt empfindlich, und ein Brückenbau an dieser Stelle über die Limmat hätte den Regensbergern weitere Vorteile gebracht. Hier war die denkbar günstigste Stelle für einen Brückenbau, denn die Limmat floß breit und ruhig vorbei; eine Furt auf der Höhe des Schäfliabaches wurde seit alter Zeit benützt. Der Flurname «Kräuelfurt» erinnert heute noch an diese Situation.

Wie sich die Stadt Zürich im Falle eines derartigen Brückenbaues zu verhalten hatte, ist schon im Richtebrief des 13. Jahrhunderts festgelegt: Zwischen Zürich und Baden war jedweder Brückenbau, auch mit Waffengewalt, zu verhindern! Deswegen schlossen die Zürcher auch mit den mit ihnen verburgrechteten Rittern Heinrich und Johannes von Schönenwerd 1257 ein Bündnis, wonach letztere mit Hilfe der Stadt einen Brückenbau bei Glanzenberg abzuwenden hätten. Die Burg der Herren von Schönenwerd lag ein wenig oberhalb von Glanzenberg als Wasserburg am linken Limmatufer, und das Geschlecht war mit der Stadt verburgert, ebenso im Rat vertreten.

Wenn nun den Regensbergern diese Verkehrsablenkung über Glanzenberg gelungen wäre, so wäre Zürich in seiner aufstrebenden Entwicklung gehemmt gewesen und die Macht der Regensberger wiederum angestiegen. Dies sah Zürich bald ein und trachtete darnach, das drohende Unheil abzuwenden — zuerst auf gütlichem Wege — und als dies nicht möglich war, mit Hilfe anderer Adelliger durch Waffengewalt. Mit Unterstützung Rudolfs von Habsburg zerstörten sie eine Burg der Regensberger nach der anderen und zuletzt das Bollwerk im Limmattal, Burg und Stadt Glanzenberg, im Jahre 1268.

Inzwischen hatte bereits der Abstieg des Regensberger Geschlechtes begonnen; das mächtig aufstrebende Zürich sprengte den Ring der regensbergischen Burgen und dehnte sein Gebiet aus. Der Ausspruch, den man später Lütolf von Regensberg in den Mund legte, «die Stadt sei von seinen Burgen umgeben wie ein Fischlein im Netz», kennzeichnet zur Genüge die vorherige Lage. Am 1. September 1268 fiel Glanzenberg durch List in die Hände der Zürcher und wurde zerstört. Stumpf beschreibt in seiner Chronik die Einnahme folgendermaßen:

«Vor dem dorff Dietickon über auff der rechten seyten an der Lindmat / ist gestanden das stättle Glantzenberg (des platz wirt diser zeyt Lantzenrain geheissen) hat den Fryherren von Regensperg gehört. In dem krieg wider herr Vlrichen von Regensperg / Anno dom. 1268 habend die Zürycher dise statt also erobert. Graff Rudolph von Habsburg / der Zürycher hauptmann / verbarg sich mit einem zeüg bey der statt in ein Eychholtz an einem morgen frü. Darneben schickend die Zürycher etliche schiff das wasser ab / als wöltind sy gen Basel faren / darinn lagend vil vassz voll bewaaffneter leüten verborgen. Als die nebed das stättle Glantzenberg kamend / hinder ein rhein / da man sy auss der statt nitt gesähen mocht / fiengend sy an shreyen / vnnd den plunder auss den schiffen werffen. Den sahend die feynd dz wasser abfliessen / eyltend on alle fürsorg auss der statt / der meinung / die schiff wärint gebrochen oder vndergangen / vnd wöltind sy (als hieuer

mer beschehen) die berauben. Aber die bewaapneten Zürycher hattend sich darzwüschend aus den vassen gethon / vnd hinder den rhein in gute ordnung auff jren vorteil zu weer gestelt. Darmit gieng der Lärma in die statt / vnd lüff mencklich hinauss den jren zehelfen: darzwüschend ward jnen die statt durch Graaff Rudolphen abgeeylt / erobert / geplündert / vnd in grund zerstört. Vier Glocken wurdend darauss gen Zürych gefürt / eine gen Zollickon / eine zun Augustinern / eine zu St. Peter / vnn eine zum Münster auff den Chor gehenckt. Die selbig auff dem Münster ist hernach im jar 1499 am 15. tag Junij sampt dem Thürmle verbrunnen.»

Der Familienbesitz der Regensberger war inzwischen geteilt worden, wobei Ulrich Weiningen, Glanzenberg, das Fahr und andere Besitzungen erhielt. Nun setzte der Verkauf der Besitzungen ein. Am 11. Dezember 1291 verglichen sich die Edlen von Regensberg mit dem Kloster Wettingen über Streitigkeiten, die sie miteinander hatten und verkauften ihm um 21 Mark Silber die Auen zu Glanzenberg und die Mühle Lanzenrain mit einem Rückkaufsrecht innert zehn Jahren. Von letzteren müssen sie Gebrauch gemacht haben, denn am 1. November 1301 verkauften sie beide Objekte um den gleichen Preis dem Kloster Fahr. In dessen Besitz blieben nun Burg und Städtlein, das heißt das gesamte Land mit den Ruinen, bis auf den heutigen Tag.

Die Lage von Burg und Stadt

Burg und Stadt liegen im Gemeindebann Unter-Engstringen, der sich hier als Zipfel der Limmat nach, zwischen Dietikon und Weiningen, einschiebt.

Die Burgstelle liegt am Rande der Hochebene des Hardwaldes, an der Überlandstraße nach Zürich, dort, wo die Straße den Mühlekanal des Klosters Fahr überbrückt. Von der ganzen Burganlage sieht man heute nur noch zwei tiefe Gräben und vom Burghügel kümmerliche Reste. Die Burg selbst wurde vor Jahren vollständig abgetragen. Schon im Mittelalter unterspülte die Limmat den Burghügel und mag den ersten Schritt zu dessen Zerstörung gegeben haben. Für die Ruine viel gefährlicher zeigte sich der Mensch selbst, als im Jahre 1909 das Industriegeleise erstellt wurde. Damals wurde der Burghügel so weit abgetragen, daß für die Geleise genügend Raum zwischen Burg und Mühlekanal blieb. Das Material des Burghügels führte man nach Altstetten und verwendete es dort als Auffüllmaterial. Den Funden schenkte man keine Beachtung. Eine weitere Abtragung des westlichen Grabens und Walles geschah im Jahre 1912, als der kleine Damm zur Abriegelung der Fahrweid gegen Hochwasser erstellt wurde. Das Material zum Dammbau wurde dem Burghügel entnommen. Eine letzte Gefährdung der Burgreste brachte der Bau der Überlandstraße im Jahre 1923, da die Straße zwischen Burg und Stadt durchgeleitet wurde. Es war beabsichtigt, den restlichen Burghügel zur Kiesgewinnung abzutragen. Die Kommission für Erhaltung zürcherischer Altertümer der Antiquarischen Gesellschaft Zürich hatte jedoch schon bei der Projektgestaltung der Straße ihr Augenmerk auf die Erhaltung

der Anlage gerichtet und Anstalten zur Sicherung getroffen. Die offene Rutschpartie wurde mit Faschinen gesichert, und das inzwischen darauf gewachsene Gestrüpp hält einen weitem Zerfall auf. Beim Bau der Straße zeigte sich eine mittelalterliche Kalkgrube, die vor weiterer Untersuchung zerfiel.

Die Ruinen der Stadt liegen 400 Meter von der Burg entfernt, in der Ebene am alten Limmatlauf. Sie werden je zur Hälfte durch Wald oder Wiesen bedeckt. Nur im Walde ist offenes Mauerwerk zu sehen. Verschiedene alte Flußarme, im Volksmunde auch Strangen oder Gießen geheißten, durchziehen die Ebene der Fahrweid, nördlich am Städtlein vorbei. Diese mögen auch die Veranlassung dazu sein, daß vielfach noch heute die Meinung vertreten wird, daß Glanzenberg früher auf dem linken Limmatufer gelegen habe. Diese irrthümliche Auffassung trat schon im Jahre 1259 hervor, als über die kirchliche Zugehörigkeit von Glanzenberg zugunsten von Weiningen entschieden wurde. Ebenso ging der Abt von Wettingen im Jahre 1689 von der gleichen Voraussetzung aus, Glanzenberg sei «per alluvionen» von der Dietikonener auf die Fahrer Seite getrieben worden, und beanspruchte dieses Gebiet. Das Schiedsgericht entschied wiederum zugunsten vom Kloster Fahr.

Ganz verschieden lagen die Verhältnisse im Mittelalter. Auf der Flußseite stieß das Städtlein westlich an die alte Furt durch die Limmat, welche noch im Flurnamen «Chräuefurt» überliefert ist. Wenig flußabwärts lag die Personenfähre, von der aus der Weg nördlich an der Stadt vorbei durch den Hardwald nach Weiningen und dem Kloster Fahr führte. Es brauchte deshalb nur ein kleines Verbindungsstück vom Nordtor erstellt zu werden, um den Anschluß an das allgemeine Straßennetz zu erhalten. Ebenso verhält es sich bei der Burg, deren Anschluß noch auf einer Güterkarte des Klosters vom Jahre 1727 verzeichnet ist.

Die Untersuchung der Burgstelle

Bildlich ist von Glanzenberg nur der Kupferstich von M. Füßlin aus dem Jahre 1715 überliefert, der so phantasievoll ist, daß er den Tatsachen nicht gerecht wird. Pfarrer Köchli von Weiningen hat im Jahre 1761 einen Plan aus den Ruinen aufgenommen, der in bezug auf die Burg unmöglich richtig sein kann und wohl vom Kupferstich Füßlins übernommen wurde. Auf verschiedenen Güterkarten des Klosters Fahr sind auch die Grundrisse der Ruinen eingezeichnet, aber die Grabungsergebnisse boten ein ganz anderes Bild.

Wie sah die Landschaft und das Terrain aus, in welche in der Mitte des 13. Jahrhunderts die Burg und das Städtlein hineingestellt wurden? Nördlich dehnte sich der Hardwald als Ausläufer der Ebene unterhalb Weiningen aus, der gegen die Limmat steil abfiel und am Rande höchstens mit Niederholz bewachsen war. Südlich stieß die Ebene mit steilem Abfall an den Fluß und die Fahrweid. Bei der Einmündung des Mühlekanals des Klosters in die Limmat erstellten die Regensberger am Rande der Terrasse die Burg mit schönem Ausblick bis nach Zürich hinauf und hinab bis zur heutigen Kantonsgrenze. Hier

ließen sich hintereinander zwei halbrunde Gräben ausheben und der dazwischen entstehende Wall mit dem Aushub noch bedeutend erhöhen. Gräben und Wall umschlossen einen kleinen Platz, auf den die Burg gestellt wurde. Der Rand dieser Terrasse ist heute soweit abgetragen, daß der Burghügel bis auf einen kleinen Rest verschwunden ist. Es galt nun folgende Punkte zu untersuchen:

1. Die Frage zu beantworten, ob die Burg Glanzenberg in eine ältere Anlage, ein Refugium, hineingestellt worden ist.
2. Die Gräben auf ihre Beschaffenheit zu untersuchen.
3. Die Burg in ihrem Ausmaß, soweit möglich, zu rekonstruieren.

Nach mündlicher Überlieferung soll die Burganlage früher ein Refugium gewesen sein, bei deren Bau also eine ältere Anlage übernommen worden wäre. In diesem Falle hätten sich bei den Sondierungen ältere Kulturschichten zeigen sollen. Da nichts derartiges gefunden wurde, sondern unter der burgenzeitlichen Brandschicht nur gewachsener Boden lag, muß diese Überlieferung abgelehnt werden.

Der äußere Graben hat eine unregelmäßige Breite von 22 bis 25 Metern und eine Tiefe von 4 Metern. Er ist durch Aufschwemmung stark angefüllt, besonders an der östlichen Flanke. Eine Sondierung wurde dort gemacht, wo sich viele Steine zeigten, unter denen aber keine Kulturschicht lag. Die Steine wurden wohl von der Burg über den Wall geworfen, um von hier abtransportiert zu werden. Auf dem Wall von drei Metern Kammbreite habe ich mehrere Sondierungen gemacht, um festzustellen, ob dieser mit einem Palisadenhag bekrönt war. Allein es zeigten sich weder Pfostenlöcher noch Spuren eines Holzaufbaues. Unter wenig Humus fand sich das aufgeworfene Material. Der Wall ist infolge Abwitterung bereits wieder auf die ursprüngliche Terrainhöhe zurückgefallen. Der innere Graben ist 20 Meter breit und war ursprünglich 6 Meter tief. In sieben Schnitten wurde sein Aufbau und seine Auffüllung untersucht. Die wichtigste Beobachtung war, daß um den eigentlichen Burghügel eine runde Sicherungsmauer lief, die den aus Kies bestehenden Burghügel gegen die Drucklast der Burg schützen mußte. Dadurch sind wir heute noch imstande, die Ausdehnung des Burgareals zu berechnen. Die Sohle des Grabens lag rechtwinklig zu dieser Mauer, gegen den Wall stieg sie halbrund an. Die Schichtenlagerung änderte sich stets, da die Schuttmassen der Burg immer wieder nachstürzten. Einzelne Lehmnesten weisen Öfen in der Burg nach. Zuunterst auf der Sohle zeigte sich eine kleine Brandschicht, die verschiedene Funde ergab.

Über den eigentlichen Burghügel läßt sich wenig sagen, da er abgetragen ist. Alte Leute erinnern sich noch, daß Steine umherlagen, doch von den Mauerzügen war nichts mehr zu erkennen. Aus den Dimensionen der Sicherungsmauer ergibt sich eine Breite von 22 Metern und eine Tiefe von 28 Metern. In diesem hufeisenförmigen Hofraum, dem die hochgeführte Sicherungsmauer als Hofmauer diente, konnte ein Wohnturm von 10×10 Metern Ausdehnung hineingestellt werden, und es blieb dennoch ein kleiner Hofraum übrig. Die Hasenburg bei

Gwinden entspricht in ihrer ersten Bauetappe genau dem Raum, den die Glanzenburg einnahm. Die Grundrisse dürften auch sonst viel gemeinsames haben, da sie in gleicher Lage erstellt worden waren.

Die Funde der Burg

Aus den zahlreichen Funden im innern Graben läßt sich ermessen, wieviel beim Abtrag der Burg der Forschung entzogen wurde. Das wichtigste Ergebnis liegt bei der Keramik in der auch urkundlich sichergestellten Datierung. Durch Vergleichen mit derjenigen von Schönenwerd, Hasenburg und Kindhusen habe ich deren Richtigkeit nochmals überprüfen können, mit dem Ergebnis, daß die Datierung der Anlage von etwa 1240 bis 1268 stimmt. Von acht unglasierten Becherkacheln fanden sich Fragmente, die alle in deren mittlere Entwicklungszeit gehören. Die Höhe einer solchen Kachel beträgt 13 cm, der Mündungsdurchmesser 8 cm und der Bodendurchmesser 5 cm. Der lippenartige Rand ist leicht auswärts geneigt, die Kachel bis über die Mitte hinab flach geriefelt, während der untere Teil glatt von Hand geformt wurde. Im Innern der Kachel liegen starke Knetwülste. Die Form der Kachel ist leicht bauchig (Abb. 2/1). Eine Abart des Randes zeigt das Profil der Abb. 2/2 mit rundem Rand und rechtwinkligem Übergang zur äußeren Wand.

Die übrige Keramik ist durch Fragmente von sieben Töpfen vertreten sowie einer Schale. Der Topf Abb. 2/3 konnte soweit rekonstruiert werden, daß seine Form erkenntlich wird. Er ist aus rotem Ton gebrannt, hat eine Höhe von 17 cm, einen Mündungsdurchmesser von 12 cm und einen Bodendurchmesser von 7,5 cm. Seine Form ist bauchig, mit kurzem Hals, und einem Knollenrand aus der mittleren Entwicklungsperiode. Auf die Gestaltung auf der Töpferscheibe weisen außen viele feine Rillen und innen Gruben und Fingereindrücke hin. In gleicher Weise konnte die Schale, Abb. 2/4, rekonstruiert werden. Sie hat eine Höhe von 3,2 cm, einen Mündungsdurchmesser von 8 cm und einen Bodendurchmesser von 6 cm. Der gerade Rand schließt rund ab und außen liegen hart darunter zwei Furchen als Verzierung. Das Material ist grauer Ton. Die untere Partie ist von Hand geformt. Das Randprofil, Abb. 2/5, stammt von einem Töpflein mit geradem Rand, der nach innen schräg abgeschnitten ist. Ein weiteres Profil, Abb. 2/6, zeigt einen gestreckten Hals mit lippenartigem, auswärts geneigtem Rand. Von einem reich verzierten Töpflein stammt das Profil Abb. 2/7 mit einem Mündungsdurchmesser von 8 cm. Es ist rot gebrannt, hat einen Knollenrand in erster Entwicklung, kurzen Hals und bauchige Form. Innen am Rand, auf dem Rand, am Hals und auf der Hüfte laufen schräg gestellte Kerben als Verzierung, Abb. 2/22. Zu erwähnen bleibt noch der walzenförmige Ausguß eines Topfes.

Die Nägel sind vierkantig mit firstartig, einseits vorstehendem Kopf. Ein Hohlschlüssel von 7,7 cm Länge hat die bekannte Form. Sehr selten sind die Stabschlüssel aus dieser Zeit. Das hier gefundene Exemplar hat 7 cm Länge und einen kunstvollen Bart. Kerben und Buckel verzieren Ring und Stab, und es ist zudem der ganze Schlüssel

verzinnt. Erwähnen möchte ich noch die vielen Schleuderkugeln aus Sandstein, in verschiedenen Größen, die im Graben gefunden wurden.

Das Knochenmaterial wurde in verdankenswerter Weise vom Zoologischen Institut der Universität Zürich durch Herrn J. Rüeegger untersucht; dessen Bericht lautet:

Verzeichnis der nachgewiesenen Tiere

A. Haus-Säugetiere:	B. Wildlebende Tiere:
Hausrind	Fuchs
Schaf	
Ziege	C. Vögel:
Schwein	Huhn
Katze	Gans

Die Reste des Hausrindes weisen auf kleine und mittelgroße Tiere hin; das gleiche gilt auch für das Schwein. Die sehr wenigen Reste, die vom Schaf oder der Ziege stammen, ermöglichen keine Zuteilung. Kieferreste von einer Hauskatze gehören einem sehr kleinen Tiere an. Neben mehreren Knochen von Haushuhn und Gans fanden sich auch vier unbestimmbare Reste von Vögeln.

Die Untersuchung des Stadtgebietes

Wie bereits erwähnt, liegen die Ruinen des Städtleins im kleinen Wald und der angrenzenden Wiese zwischen der Limmat und der Überlandstraße. Die Stadt lag, ihrem Zweck entsprechend, am Ufer der Limmat, so daß die westliche Ecke zirka hundert Meter vom Ufer abstand und der zwischen Fluß und Stadt liegende, dreieckige Raum als Stapelplatz und Schifflande benutzt werden konnte. Das Städtlein entspricht in seiner Größe und Anlage ungefähr den andern Regensberger Gründungen, wie Regensberg, Grüningen und Kaiserstuhl. Während alle andern sich bis in die heutige Zeit erhalten haben, ist Glanzenberg noch vor seinem vollständigen Ausbau zerstört worden. Es war deshalb der Hauptzweck der Grabung, einen solchen alten und unberührten Grundriß aufzunehmen und so das ursprüngliche Bild einer mittelalterlichen Stadtgründung zu zeigen. Man macht sich ja nur zu gerne ein pompöses Bild von diesen Städten, wie es etwa die Chronisten in großer Ausschmückung überliefern.

Über die Ausdehnung der Ruinen orientierten vor der Ausgrabung verschiedene Pläne aus der Zeit nach 1727, die aber nur den Verlauf der Stadtmauer übereinstimmend angeben, sonst aber in der Anordnung der Steinbauten stark voneinander abweichen. Eine teilweise Untersuchung der Ruinen im Wald führte die Antiquarische Gesellschaft Zürich 1924 durch und ließ die durch Sondierschnitte festgestellten Mauerzüge auf einen Plan eintragen. Eine Abklärung des Grundrisses brachte dies nicht.

Meine ersten Sondierungen hatten deshalb den Zweck, den Verlauf der Stadtmauer zu ergründen und auf einem Plan festzuhalten. Hier nach erfolgte die Untersuchung der einzelnen Partien der Mauer ent-

lang und zuletzt des Stadttinnern. Der so gewonnene Grundriß ergibt ein längliches, unregelmäßiges Gebilde, das sich den Flußläufen anpaßt. In der Südostecke liegt der Turm, der im Ausblick die Limmat von Zürich bis zur Kantonsgrenze hinab beherrscht. In der Mitte der Nordmauer fand sich das Stadttor mit beidseitigen kleinen Steinbauten, wahrscheinlich die Unterkunft der Torwächter. In der untern Hälfte der Südfront liegt die Kapelle mit einem Durchgang zum Schiffländerplatz und der Furt. Dazwischen liegen, der Mauer entlang, Holzbauten, von denen sehr wenig erhalten blieb. Die ganze Westfront und die beiden anstoßenden Enden der Nord- und Südfront waren noch nicht ausgebaut.

Die Untersuchung der Stadtmauer habe ich im Walde begonnen, dort, wo noch Mauerwerk sichtbar war. Die Ruinen wurden lange Zeit als Steinbruch benützt, und nur wenig blieb erhalten, wie aus dem Plan zu ersehen ist. Nach der Sage soll die Kirche von Weiningen ganz aus Steinen von Glanzenberg erbaut worden sein. Die Stärke der Umfassungsmauern beträgt allgemein 1,20 Meter. Diese ist kompakt gemauert aus Steinen, wie sie sich in der Moräne finden, und nur wenig aus Tuffstein. Die Fischgrat-Technik findet sich nirgends, sondern die Steine wurden lagenweise unregelmäßig vermauert. Die östliche Front ist am besten erhalten und bildet eine Gerade von 42 Metern Länge. Die Nordfront hat eine Länge von 153 Metern und ist leicht auswärts gebogen. Ihr Verlauf war schon schwieriger zu finden, da ein breiter Graben mit erhöhten Borden als Stadtgraben betrachtet und die Mauer innerhalb desselben vermutet wurde. Ein Querschnitt ergab beidseits nur Mauerschutt, im Graben aber reinen Mauerschutt. Eine vollständige Ausräumung zeigte, daß der Graben die alte Mauergrube war. Die Mauer war bis ins Fundament hinab ausgebrochen. Die Grube hatte senkrechte Wände, eine Breite von 1,40 Metern und war 1 Meter tiefer als das ursprüngliche Niveau. Von da an verfolgte ich in unzähligen Schnittenden den Verlauf der Mauergrube, bis an das westliche Ende, wo sogar noch etwas Mauerwerk vorhanden war. Noch schwieriger war der Verlauf der Westfront zu finden, da der kiesreiche Boden die Mauergrube weniger gut konservierte. Diese Front besteht aus zwei Geraden von nördlich 46 Meter und südlich 66 Meter Länge, also zusammen 112 Meter, die sich in stumpfem Winkel treffen. Die Südfront mit einer Länge von 186 Metern ist in der Mitte noch gut erhalten, östlich von der Limmat weggespült und westlich wenigstens noch in der Mauergrube vorhanden. Der Verlauf bildet westlich eine Gerade und schmiegt sich östlich dem Flußlauf an.

Die Untersuchung der Ostfront

Die ganze Front war mit Holzhäusern besetzt; in der Ecke gegen die Limmat lag der Turm mit innerem Ausmaß von je 7 Metern im Geviert. Die Wände sind 1,20 Meter stark, wie die der Stadtmauer. Südlich sind die Mauern von der Limmat weggerissen und westlich ganz ausgebrochen worden. Doch fand ich noch östlich in der Tiefe die Mauerkante und westlich die Fundamentgrube. Der ursprüngliche

Boden des Turmes, aus einem Steinbett mit Mörtel, lag auf der Höhe des Städtleins und war mit einer dünnen Brandschicht, ohne Funde, bedeckt. Westlich vom Turm, in zwei Meter Entfernung, zeigte sich noch eine weitere Mauergrube, deren Zweck erst später erkannt wurde. Sie enthielt früher eine Trockenmauer aus großen Steinen, die sich parallel zur Ostmauer und 10 Meter entfernt 20 Meter tief in das Stadtinnere zog. Der so sich ergebende schmale Durchgang zwischen dem Turm und der Trockenmauer dürfte zu einer Schlupfpforte geführt haben, die direkt zum Wasser führte.

In dem durch die Trockenmauer eingegrenzten Gebiet fanden sich starke Kulturschichten zweier Bauperioden. Eine untere Brandschicht enthielt nur unglasierte Keramik, wie im übrigen Städtchen, während oben, hart unter dem Humus, noch glasierte Ware sich fand. Dies besagt uns, daß bei der Zerstörung der Stadt noch bewohnbare Räume im Turm verblieben, daneben noch eine notdürftige Hütte mit Trockenmauerwerk erstellt wurde, die bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts noch bewohnt wurde.

Die Schichtenlagerung ist folgende:

- 0,80 m Humus und darunter glasierte Keramik,
- 0,55 m Steine, mit Erde vermischt,
- 0,30 m Lehm Boden mit darauf liegender Kalkschicht,
- 0,10 m Brandschicht mit schwarzem Sand und unglasierter Keramik
- 0,00 m Kies.

Durch die Abschwemmung während der Hochwasser sind die Funde der jüngern Epoche hart an die Oberfläche des Bodens zu liegen gekommen. In der tieferen Schicht fand ich unzählige verbrannte Lehmstücke mit Ruteneindrücken, von Flechtwänden herrührend. Außerhalb der Trockenmauer, gegen das Stadtinnere, fand sich keine Kulturschicht mehr, hingegen sehr tiefe Lagen von Humus, was auf ehemalige Gärten hinweist. Sondierungen außerhalb der Stadtmauer ergaben schon nach kurzer Entfernung keine Kulturschicht mehr.

Die Untersuchung der Nordfront

Das Ergebnis der Sondierungen war die Feststellung des Stadttors, zweier kleiner Steinbauten und von Spuren von Holzhütten der Stadtmauer entlang.

Das Stadttor liegt 91 Meter von der Ostecke entfernt, ist 6 Meter lang und 5 Meter breit. Der Durchgang zwischen beiden innern Torwangen mißt 3,50 Meter und die Mauerstärke beträgt durchwegs 0,70 Meter. Das Innere des Tores war gepflästert; das Straßenbett zog sich in das Stadtinnere zum großen bekiesten Platz.

Außerhalb der Stadtmauer konnte keine Spur einer Straße gefunden werden, doch dürfte diese in einem gewöhnlichen Feldweg bestanden haben, dessen Spuren durch die Bearbeitung des Feldes sich verwischt haben.

Die Schichtlagerung im Tor war folgende:

- 0,85 m Humus,
- 0,65 m Kalk, Steine,
- 0,45 m große Steine, Kalkschutt,
- 0,00 m Steinbett, Sand und Kies.

Östlich an das Stadttor angebaut und gleich breit fand ich ein 17,50 Meter langes Steingebäude mit 0,70 Meter starken Mauern. Dessen Inneres war stark mit Kies angefüllt, auf dem sich schwache Brandspuren mit einigen Becherkachelnfragmenten zeigten. Das Gebäude war also beheizbar und könnte als Wachthaus angesprochen werden. Von diesem festen Gebäude weg fanden sich auf gleicher Breite Spuren von Holzhütten bis zur Ostecke, bestehend aus Brandschichten, Lehmnestern und groben Steinen von den Hausböden. Vollständige Hüttengrundrisse konnten keine mehr erkannt werden, aber am Waldrand noch bedeutende Reste einer Hütte. Es zeigten sich tief zwischen großen Feld- und Tuffsteinen Lehm- und Aschennester mit einer starken Brandschicht. Nach fünf Meter Breite lief letztere gegen das Stadttinnere ansteigend aus. An einer solchen Stelle fanden sich zwei große Steinblöcke, außerhalb denen die Kulturschicht aufhörte. Diese Steine können als Pfostenlager gedient haben. Ein besonders starkes Lehmlager weist einen Ofen nach. Die Funde waren reichlich und stammen zur Hauptsache von Töpfen; außerdem ist noch ein lanzettförmiges Pfeileisen und aus der Mauergrube ein Türriegel zu verzeichnen. Unterhalb des Tores fand ich die gleichen Spuren von Holzhütten bis nahe an die Westecke.

Nach der Überlieferung soll sich die Kapelle in der nordwestlichen Ecke der Stadt befunden haben; ich habe diese Partie mit besonderer Sorgfalt sondiert. Es zeigte sich aber dort überhaupt keine Kulturschicht und noch weniger Fundamente von Steinbauten. Alt-Gemeindegemeinschafter Müller von Unter-Engstringen berichtete mir, daß er im Jahre 1902 im Auftrage von zwei Zürcher Professoren, deren Namen er nicht mehr wußte, Sondierungen nach der Kapelle gemacht habe und Erfolg gehabt hätte. Da er die Lage nicht mehr genau wußte, begab er sich mit mir auf den Platz, um die ungefähre Lage anzugeben. Daraufhin machte ich dort viele erfolglose Schnitte, um endlich 17 Meter unterhalb des Tores auf ein kleines Steingebäude zu stoßen, das wohl das gesuchte Objekt war. Es ergab sich ein kleines Fundament von 3,50 auf 7,00 Meter innerem Durchmesser mit 0,70 Metern starken Mauern, das an die Stadtmauer angebaut war. Nach dem Grabungsergebnis kann dies unmöglich eine Kapelle gewesen sein. Im Innern fanden sich viele unglasierte Becherkacheln und die Lehmreste eines Ofens. Auch andere Keramik lag in der Brandschicht, fünf Schlüssel an einem Bund, ein Pfeileisen und eine große Menge vermauerter römischer Leistenziegel. Entsprechend diesem Ergebnis kann das Häuslein nicht als Kapelle gedient haben. Südlich von diesem Haus zog sich die Brandschicht tiefer in das Stadttinnere als sonst, auch lagen verschiedene Gruben mit Brandschutt und Funden in diesem Vorgelände. Die Lehmknollen mit Ruteneindrücken lagen hier besonders zahlreich.

Die Untersuchung der Südfront

Diese Untersuchungen umfaßten die Stadtpartie gegen die Limmat und ergaben in der ungefähren Mitte wieder einen Steinbau, die Kapelle, und Holzbauten in gleicher Weise wie bei der Nordfront. Östlich ist die Stadtmauer auf eine Länge von 90 Metern von der Limmat weggerissen, dann bis zur Kapelle erhalten und von da an bis zur Westecke ganz ausgebrochen. Sondierungen außerhalb der Mauer ergaben nirgends ein Resultat. Von der Westecke 62 Meter entfernt und gegenüber dem Stadttor fand ich ein Fundament von 6,40 auf 11,00 Meter innerem Ausmaß mit 0,90 Meter starken Mauern. Es ist an die Stadtmauer angebaut und weist einzig stärkeres Mauerwerk auf als die Steinbauten der Nordfront. Wenn ich dieses Gebäude als Kapelle betrachte, so ziehe ich in erster Linie in Erwägung, daß sich sonst nirgends eine Steinbaute gefunden hat, die als Kapelle in Betracht käme, denn alle anderen enthielten Ofenheizung. Hier fand ich keine Spur einer Beheizung, und auch die Funde können sehr wohl aus einem kirchlichen Gebäude stammen. Es sind dies drei Topfscherben, eine kleine Schnalle, ein Hufeisen und ein Pfeileisen. Das Hufeisen weist nun einen Einbau auf, wie dies bei kranken Pferdehufen gebräuchlich ist, um den Verband festzuhalten. Wieso gerade dieses Stück in die Kapelle kam, soll später erörtert werden. Das ganze Gebäude wies keine eigentliche Brandschicht auf, sondern es fand sich nur zwischen den Steinen schwarzer Schutt, mit Sand vermischt. Das wenige Holzmobiliar einer Kapelle konnte keine starke Brandschicht hinterlassen — es spricht diese Feststellung sehr für meine Annahme. In der Mitte der südlichen Mauer fand sich ein Mauerrest von einem Meter im Geviert, der sehr wohl von einem Altarunterbau stammen kann. Ebenso lag in der südöstlichen Ecke ein gleich großes Fundament, wohl von einem Seitenaltar. Daß die Kapelle nur ein Holzbau gewesen sei, halte ich für ausgeschlossen; Stumpf spricht von einem Geläute von vier Glocken, was auf eine größere Anlage mit solidem Unterbau hinweist.

Außerhalb der östlichen Kapellmauer entlang zog sich ein Steinbett zur Stadtmauer, welches wohl zu einem Durchgang in der Stadtmauer führte, der durch den Ausbruch der Mauern ganz verschwunden ist. Sonst sind die Feststellungen über Holzbauten die gleichen wie bei der Nordfront, und es erübrigt sich, weiter darauf zurückzukommen. Durch Abschwemmung ist das Terrain-Niveau unter den ursprünglichen Stand gesunken; Reste einer Brandschicht fanden sich nur noch in den geschützten Winkeln der Stadtmauer entlang. Westlich der Kapelle waren die Verhältnisse wieder günstiger, und es konnte die Brandschicht auf eine Breite von fünf Metern festgestellt werden. Sie enthielt auch wieder Funde.

Die Sondierungen im Innern der Stadt

Alle Versuchsergebnisse an der Westfront ergaben nur den Verlauf der Stadtmauer, aber keine Kulturschichten. Somit ist sicher,

daß diese ganze Front bei der Zerstörung des Städtleins noch gar nicht ausgebaut war. Um festzustellen, ob das Stadtinnere auch bebaut gewesen, habe ich unzählige Sondierungen gemacht, ohne irgendwelches Resultat. In der östlichen Stadthälfte war die Humusschicht allgemein stärker als in der westlichen, und es ist anzunehmen, daß in der ersteren Gärten, in der letzteren Äcker lagen. Einzig vor dem Stadttor zeichnete sich schon im Graswuchs ein runder Platz ab, der unter wenig Humus reinen Kies ergab. Dieser Platz ist wohl künstlich angelegt worden als Marktplatz usw.

Die Funde der Stadt

Die Funde lagen allgemein in der Brandschicht und nur im freien Feld, infolge der Feldbearbeitung, auch unter dem Humus. In bezug auf die Zahl der Funde bereitete die Grabung eine Enttäuschung, denn sie blieben weit hinter den Erwartungen zurück. Die Keramik ist aber doch noch so reichlich vertreten, daß sie einen einigermaßen abgeschlossenen Bestand bildet und so den Typ für diese Zeit gibt.

Gegenstände aus Eisen

Im kleinen Haus lagen fünf Schlüssel, zu einem Ballen zusammengerostet, als ehemaliger Schlüsselbund. Vier davon sind Hohl Schlüssel in bekannter Form. Aus starkem Eisenblech wurde die Form des Schlüssels ausgeschnitten, das Rohr gedreht, das Ende umgebogen und als Ring in das Rohr hineingeschoben. Der Ring ist deshalb immer bandförmig, die Bartform noch sehr primitiv. Die Länge liegt zwischen 7,50 und 10,50 Zentimetern. Der vierte Schlüssel, ein Stabschlüssel, hat 9,50 Zentimeter Länge, mit einem runden Ring, der an den Stab angeschmiedet wurde und dort bedeutend stärker ist.

Fünf Pfeileisen haben eine Länge von 7,50 bis 8,50 Zentimetern, einen Tüllendurchmesser von einem Zentimeter und lanzettförmige Spitzen. Der Übergang zur Tülle ist rund und geschweift. Ein einziges Pfeileisen hat eine vierkantige Spitze und einen Dorn. Seine Länge beträgt 6,50 Zentimeter. Alle Pfeilspitzen stammen von Pfeilbogen. Ihr Fundort liegt in den Steinbauten der Süd- und Nordfront, als Zeichen, das dort am härtesten gestritten wurde.

In der Kapelle fand ich einzig ein Messer von 27,50 Zentimeter Länge mit einer Griffzunge von 9,50 Zentimetern. Der Rücken verläuft gerade und ist nur gegen die Spitze einwärts geschweift. Die Schneide ist ebenfalls gerade, gegen den Griff hin leicht geschweift.

Ein Hufeisen mit Gittereinbau fand sich in der Kapelle. Es ist 15 Zentimeter hoch und 12 Zentimeter breit. Auf jeder Seite liegen fünf Nagellöcher, die hintern rund, die vordern rechteckig. Die Stollen sind hoch und schmal. Für diese Zeit auffallend sind die breiten und glatten Schenkel. Der Einbau besteht aus einer Stange von Stollen zu Stollen und zwei darauf stehenden Stäben zur Spitze des Eisens. An allen vier Berührungspunkten ist das Gitter mit dem Hufeisen zusammengeschmiedet. Das Hufeisen ist für einen kranken Huf erstellt

worden, indem unter das Gitter der Verband gelegt wurde. Es mag nicht gerade ein Zufall sein, daß das Eisen in der Kapelle gefunden wurde, denn es konnte hier gesegnet oder geweiht worden sein, um die Krankheit zu bannen. Der zu diesem Eisen gehörende Nagel hat einen flachen Kopf, beidseitig schräg abgeschnitten.

Zwei Schloßriegel von 10,3 und 14,5 Zentimeter Länge haben einerseits in der Mitte dreikantige Dornen, zwischen denen der Schlüsselbart eingriff und den Riegel bewegte. Gegenüber ist ein kleiner Einschnitt, in den die Schloßfeder eingriff.

Eine 9 Zentimeter lange Schnalle aus Eisendraht ist nur 1 Zentimeter breit und derart abgeschlossen, daß beide Drahtenden breitgeschlagen und durch eine Niete miteinander befestigt wurden. Eine weitere runde Schnalle lag in der Kapelle. Sie hat 3,9 Zentimeter Durchmesser und ist als besseres Stück verzinkt.

Die Nägel haben eine Länge von 3 bis 5,5 Zentimetern und vierkantigen Stift. Sie wurden in der Weise verfertigt, daß man den Draht an einer Stelle breit schlug und entzwei schnitt. Die Schnittfläche ergab den Kopf und andererseits brauchte der Stift nur zugespitzt zu werden. Auf diese Weise konnten die Nägel paarweise erstellt werden.

Erwähnen möchte ich noch ein 2 Zentimeter breites und noch 18 Zentimeter lang erhaltenes Blechband mit Nagellöchern, das verzinkt war. Es dürfte das Beschlag zu einem bessern Holzgefäß sein.

Die Keramik

Unglasierte Becherkacheln fanden sich in allen Brandschichten, mit Ausnahme der Kapelle und des Tores. Sie sind denen der Burg gleich. Ganze Kacheln konnten keine zusammengesetzt werden, da sie sehr weich gebrannt sind und nur der Rand, der auf der Töpferscheibe erstellt wurde, eine größere Härte aufweist. Sie haben einen Mündungsdurchmesser von 7 bis 9 Zentimetern, sind rot gebrannt und weisen außen keine eigentlichen Riefeln auf, sondern tragen nur unregelmäßige Schürfungen. Die Mehrzahl hat einen lippenartigen Rand (Abb. 2/8) und nur ein Profil zeigt einen knollenartigen Rand (Abb. 2/9). Vergleicht man diese Becherkacheln mit denen der Burg Schönenwerd, wo eine lückenlose Folge vorliegt, so kann man sie in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts datieren, was mit den urkundlichen Belegen übereinstimmt.

Die übrige Keramik ist nicht vielseitig, sondern es finden sich nur Schüsseln, Töpfe und Gefäßdeckel vor. Unter den Töpfen treten zwei Formen hervor, solche mit Füßen und Henkeln und solche ohne diese. Beide Typen fanden sich im gleichen Verhältnis in allen Brandschichten.

Die Töpfe mit Füßen und Henkeln sind Kochtöpfe, von denen einer mit unendlicher Mühe zusammengesetzt und ergänzt werden konnte. Er hat hellgrauen Brand und ist sehr brüchig. Der Topf hat eine Höhe von 23 Zentimetern, einen Mündungsdurchmesser von 16 Zentimetern, kugelige Form mit breitem, abstehendem Rand (Abb. 2/10). Die Füße sind walzenförmig mit umgestülpten Enden, durch Fingereindrücke

verziert. Die beiden Henkel sind auch walzenförmig, schließen wenig unter dem Rand an und bilden einen rechten Winkel zur Wandung. Sie sind in der Spitze mit den Fingern platt gedrückt. Der breite Rand schließt lippenförmig ab und trägt oben eine Furche, um den Deckel auflegen zu können. Um den Bauch des Topfes läuft ein Band feiner Rillen als Verzierung.

Die gewöhnlichen Töpfe gliedern sich in zwei Gruppen mit verschiedenen Randprofilen. Der Topf Abb. 2/11 konnte soweit zusammengesetzt werden, daß seine Form sich ergibt. Er hat eine rekonstruierte Höhe von 18 Zentimetern, einen Mündungsdurchmesser von 13 Zentimetern und einen Bodendurchmesser von 10,5 Zentimetern. Er ist grau gebrannt. Seine Form ist kugelig, gegen den Boden hin mehr gestreckt, der Hals geschweift, mit verstärktem, leistenförmigem Rand, der dachartig abschließt. Über die Hüfte laufen vier breite Furchen als Verzierung und darunter als Fortsetzung unzählige feine Rillen. Dieses Profil findet sich weiter entwickelt in den Fragmenten Abb. 2/12 bis 15, 25, indem der Rand mehr auswärts neigt und kräftiger ausgeführt wird. Zuletzt tritt die Kante als betonte Rippe hervor. Als Verzierung finden wir auf diesen Töpfen nur Rillen und Furchen.

Neben diesem Profil gibt es auch den Knollenrand, der in mehreren Exemplaren vorliegt (Abb. 2/16, 17, 22). Als Verzierungen erscheinen das Wellenband und das Laufrad-Ornament. Letzteres wird besonders gerne serienweise angebracht und einzelne Stücke tragen bis zu sieben Reihen solcher Einstiche.

Von drei Schüsseln liegen nur Fragmente vor, die sich durch besonders starke Wände ohne Verzierungen auszeichnen. Die Schüssel Abb. 2/18 hat einen Mündungsdurchmesser von 28 Zentimetern und 1 Zentimeter dicke Wand. Sie sind hellrot gebrannt. Der Rand wird auswärts geneigt und lehnt sich in der Form an diejenige der gewöhnlichen Töpfe an. Die andere rot gebrannte Schüssel hat 32 Zentimeter Durchmesser mit geschweift ansteigender Wand (Abb. 2/19). Der Rand ist verstärkt auswärts geneigt und lehnt sich im Profil den Töpfen mit Knollenrand an. Von einer grau gebrannten Schüssel ist nur die Mittelpartie erhalten. Man sieht noch den Ansatz eines Henkels und auf dessen Höhe zwei Reihen dreieckiger Einstiche vom Laufrad-Ornament.

Der Gefäßdeckel Abb. 2/20 ist rot gebrannt, hat eine Höhe von 1,7 Zentimetern, einen oberen Durchmesser von 6,2 und eine untere Spannweite von 4,5 Zentimetern. Die Oberfläche ist rau, unter dem Rand läuft eine Furche. Diese Deckelknöpfe sind im 13. Jahrhundert allgemein bekannt.

Die Funde der zweiten Wohnperiode

Wie bereits erwähnt, fand sich in der südöstlichen Ecke beim Turm eine zweite Kulturschicht mit Funden, die bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts reichen. Von braun und olivgrün glasierten Medaillonkacheln sind verschiedene Stücke vorhanden. Von Töpfen mit Henkeln und Füßen liegen mehrere innenglasierte Stücke vor und von einem Topf

soviel, daß er zusammengesetzt und ergänzt werden konnte. Er hat eine Höhe von 22,5 Zentimetern, einen Mündungsdurchmesser von 15, eine Bauchweite von 27 Zentimetern und 5 Zentimeter hohe Füße (Abb. 2/21). Er ist rot gebrannt mit olivengrüner Innenglasur. Seine Form ist stark bauchig mit betontem Hals und breitem, auswärts geneigtem Rand, der lippenartig abgeschlossen wird. Auf dem Rand läuft eine Furche zum Auflegen eines Deckels. Die Trennung des Halses vom Rand bildet eine kräftige Rippe. Unterhalb des Henkels laufen vier Rillen als Verzierung. Die Füße sind rund und deren Enden umgelegt. Der bandförmige Henkel mit flacher Rückenfurche schließt am Rand des Topfes bündig an.

Verschiedene Fragmente von Schüsseln tragen braune Innenglasur und einen überaus stark entwickelten Rand (Abb. 2/26).

Aus unglasierter Ware wurde ein Topf, ein Schüsselfragment und Fragmente zweier Gefäßdeckel gefunden. Der Topf Abb. 2/22 aus grauem Ton mit hartem Brand hat einen Mündungsdurchmesser von 13 Zentimetern, einen Bodendurchmesser von 13 und eine Höhe von 17 Zentimetern. Seine Form ist gestreckt bauchig, mit geschweiftem Hals und einem stark entwickelten Profil. Der Rand hat oben eine Furche zum Auflegen eines Deckels und außen als unterer Abschluß eine Leiste. Dieses Randprofil ist die letzte Entwicklung der gewöhnlichen Töpfe der allgemeinen Brandschicht. Der Gefäßdeckel Abb. 2/28 ist rot gebrannt, mit einem Durchmesser von 13 und einer Höhe von 4 Zentimetern. Es ist eine rohe Arbeit, die einer frühern Periode zugeteilt werden könnte, wenn nicht ein darauf sich befindender Glasurtropfen ihn als späte Arbeit kennzeichnen würde. Der konische Knauf ist oben flach und seitlich rund eingezogen. Die Wand ist wellenförmig, mit rundem Abschluß. Der Durchmesser entspricht der Mündung des Topfes Abb. 2/23, und der Deckel dürfte zu ihm gehören. Weitere Deckelfragmente mit hellgrauem Brand sind etwas früher zu datieren. Endlich fand sich noch das Randstück einer grauen, kleinen Schale, wie solche bei Schönenwerd in der Brandschicht 1371 gefunden wurden. Sie hat einen Mündungsdurchmesser von 13 und eine Höhe von 3 Zentimetern (Abb. 2/24). Der Boden ist sehr klein und die Wand weit ausladend mit bandförmigem Randabschluß.

Die Datierung dieser glasierten und unglasierten Keramik kann durch Vergleich mit gleichen Stücken von Schönenwerd in die Zeit von 1258 bis 1350 gelegt werden, nach welchem Zeitpunkt die Ruine wohl endgültig verlassen wurde.

Verschiedenes

Hohlziegelfragmente fanden sich in kleiner Zahl beim Turm und der kleinen Steinbaute beim Tor. Bei letzterem Gebäude lagen auch Fragmente von gebrannten Bodenplatten und Backsteinen. Sonst waren alle Baufragmente beim Ausbruch der Mauern restlos abgeführt worden. Erwähnenswert sind noch die Funde aus römischer Zeit. Leistenziegelfragmente, die man in den Ruinen von Dietikon fand, wurden in großer Menge an allen Orten und hauptsächlich im kleinen Gebäude

beim Tor gefunden. Bei den Sondierungen unterhalb der Kapelle lag unter einem Wurzelstock der Rand einer römischen Reibschale und ein Leistenziegelfragment von außergewöhnlicher Form.

Alle Funde, Pläne, Zeichnungen, Photographien und Grabungsbericht liegen im Ortsmuseum Dietikon. Die Grabung habe ich in den Jahren 1937 bis 1940 in meiner Freizeit während 418 Arbeitsstunden durchgeführt. Die Kosten für Konservierung der Fundgegenstände, der Photoarbeiten usw. übernahm die Kommission für Heimatkunde in Dietikon. Dank einer namhaften Geldspende von Herrn Dr. Hans Hürlimann in Zürich konnte ich für die Untersuchung der Gräben bei der Burg einen Arbeiter beschäftigen. Die Untersuchung des Stadtgebietes, wo der Erfolg hauptsächlich in der Beobachtung auch der kleinsten Einzelheit lag, habe ich allein durchgeführt. Die Planaufnahme im Maßstab von 1 : 200 besorgte kostenlos die Fachklasse der Gärtner der Gewerbeschule Dietikon. Der Ökonomieverwaltung des Klosters Fahr schulde ich besonders Dank für die Erlaubnis, auf ihrem Grund und Boden nach freiem Ermessen und ohne Entschädigung für Kulturschaden graben zu dürfen. Ebenso stand mir das Klosterarchiv offen, um alte Pläne und Güterverzeichnisse zu verarbeiten.

Ergebnis

Wir fassen zusammen. Das Städtlein Glanzenberg wurde in die weitverzweigte Limmat hineingestellt, dort, wo eine Furt den Fluß in bester Lage zwischen Zürich und Baden passierbar machte. Auch für den Stadtgraben konnte so ein alter Flußarm benützt werden, der ohne Mühe westlich der Limmat wieder zugeleitet werden konnte. Primitive Hütten standen der Stadtmauer entlang, durch drei Steinbauten in Abschnitte zerlegt, was bei einer Feuersbrunst den großen Vorteil brachte, diese auf einen Stadtteil lokalisieren zu können. Das Stadtinnere weist vor dem Tor einen größeren, bekiesten Platz auf, der als Stapelplatz dienen konnte. Das übrige Land ergab Gärtlein und kleine Äcker, durch eine kräftige Humusschicht belegt. Außerhalb des Städtleins gehörten noch Wiesen und Wald dazu, alles, was heute im Gemeindebann Unter-Engstringen liegt. Die Westfront war noch nicht ausgebaut, was vielleicht durch fehlenden Zuzug von Bewohnern zu erklären ist. Das ganze Städtlein hatte eine Ausdehnung von 0,75 Quadratkilometern, was einer Einwohnerschaft von höchstens 250 Seelen entspricht. Man kann vierzig Familienhäupter annehmen, die ebenso viele Häuser bewohnten. Dabei sind inbegriffen die gewerblichen Betriebe, wie das Wirtshaus, die Mühle, Schmiede und die Wohnung des Stadtschultheißen; Fahrknechte und Fischer mußten auch vorhanden sein. Der Rest der Bewohner, das heißt der Hauptteil, bestand aus Bauern.

Die Rekonstruktion von Glanzenberg

Der Erbauer des Modells, Herr H. Defatsch in Zürich, hat vor der Inangriffnahme der Arbeit nachfolgende Überlegungen gemacht:

Es dürfte wahrscheinlich sein, daß auf dem Platz Glanzenberg bereits bebautes Land, vielleicht auch schon einzelne Hütten vorhanden waren. Die günstige Lage am Fluß, an wichtigen Verkehrswegen, mag den Entschluß der Regensberger, hier ein befestigtes Städtchen zu bauen, gereift haben.

Hypothese über die bauliche Entstehung

Bauherr und Baumeister besprechen Lageplan und Bauprogramm, die Heranziehung der Arbeitskräfte, die aus Leibeigenen, Hörigen, Handwerkern, eventuell auch Freien bestehen. Es wird ihnen Land zugewiesen für Leistung, etwa auch Erleichterungen an Abgaben usw. zugestanden, sowie Bauholz und -Material zugewiesen.

Nach den Linien des ausgesteckten Planes wird Erde ausgehoben, diese zur Erhöhung des Stadtniveaus verwendet, um allfälligen Überschwemmungen vorzubeugen. Das alte Limmatbett war im 12. und 13. Jahrhundert 50 bis 100 Zentimeter tiefer als das heutige Anschwemmgebiet. Beginn der Arbeiten im Herbst. Kalköfen an der Lägern lieferten das Binde-, der nahe Steinbruch und die Kiesgruben das Baumaterial, ebenso die nahen Wälder Holz für die Hütten.

Gleichzeitig mit der Aufführung der Fundamente und der Umfassungsmauern entstehen Holzhütten, an diese Mauer gelehnt. Jedoch ist anzunehmen, daß vorgängig dieser Arbeiten provisorische Baracken zur Beherbergung der Arbeiter am Platze errichtet worden sind. Die Zahl dieser Kräfte ist im Anfang klein, sie wächst mit der Vermehrung der Unterkunftsmöglichkeiten, ebenso mit wachsender Agitation für die Sache. Neben der Bauarbeit wird auch sukzessive Anpflanzung von Frucht und Futter bewerkstelligt. Die Zisterne oder deren zwei werden zur Gewinnung des Trinkwassers gebohrt.

Der südliche Hauptturm von 10 Metern im Quadrat steigt langsam zur Höhe von zirka 13 Metern bis zur Mauerkrone, mit vier Böden und romanischem Spitzhelm. Beim Ausheben der Baugruben wurde auch ein Teil der Wassergraben angedeutet; diese werden erst nach Aufführung der Mauern fertig ausgeführt und Wasser, teils von der Limmat, teils vom östlichen Seitenarm zugeleitet. Die Mauer gegen die Limmat wird zuerst errichtet, um eventueller Überschwemmung zuvorzukommen, ebenso die südliche, seitlich vom Hauptarm. Die übrigen werden sektionenweise gebaut, nachdem der Sockel ringsum fertig ist. Die Höhe der Umfassungsmauer beträgt zirka fünf Meter, deren Stärke am Fuß 1,2 Meter bis zur Höhe von zirka drei Metern, dann nur noch 30 bis 35 Zentimeter, wo im Abstand von etwa fünf Metern Schlitzte von 10×50 cm (Außenlicht) ausgespart sind. Auf drei Metern Höhe ist der Laufgang zur Bedienung der Schießluken gedacht. Die oberste Krone ist nach außen abgeschrägt und verputzt, während die Flanken unverputzt bleiben. Sie besteht zumeist aus Findlingen und Geschiebe-

blöcken, mit kleinern Steinen ausgespickt. Der östliche Torturm von 6×6 Metern erhält innen drei Böden, die Höhe bis seitliche Mauerkrone 10,5 Meter, das Zeltdach ist seitlich abgewässert. Im Gegensatz zur spätmittelalterlichen Technik ist derselbe gegen das Innere des Städtchens, mit Ausnahme des Tores, geschlossen. Das westliche Tor ist nur in Holz ausgebildet, ohne Turm. Nördlich davon wird eine romanische Kapelle im Grundriß von 7,5×13 Metern an die Umfassungsmauer gelehnt, mit Zeltdach seitlich abgewässert, mit romanischem Dachreiter, vier Glocken fassend.

Der Umfassungsbau ist auf mehrere Jahre berechnet. Inzwischen ist die Ansiedelung mehr und mehr fortgeschritten, somit hat auch der Hüttenbau an Zahl zugenommen. Der größte Teil derselben sind zwei- bis dreistöckige (inklusive Parterre), primitive Holzkonstruktionen, in den Grundrissen zwischen 5×10 Metern variierend, mit und ohne später angebauten Schöpfen und Scheunen. Der unterste Raum, als Stall gedacht, die obere als Wohn- und Vorratsräume, nicht aber für Heu und Stroh wegen der Feuersgefahr. Die Hütten sind wahllos, ohne einheitlichen Plan, an die große Mauer gelehnt, erhalten Lichtzutritt von der Stadtseite durch kleine, mit Papier oder Pergament oder auch Stoff bespannten Fensteröffnungen, von der Außenseite jedoch nur durch die in der Mauer ausgesparten Schlitze. Die mit großen, groben Schindeln eventuell gegen die innere Seite mit Stroh gedeckten Dächer wässern nach innen und außen ab. Vereinzelt sind Schöpfe oder Scheunen gegenüber den Hütten errichtet, zwischendurch läuft die schmutzige Gasse. Hinter den Schöpfen befinden sich Gärten und Äcker. Beim südlichen Turm befindet sich eine größere (aus Stein bis zum 1. Stock) Hütte (Gemeindehaus oder Amtssitz). Eben solche in der Nähe des östlichen Tores, an die Mauer gelehnt. Bis zur Zerstörung der Stadt, Anno 1268, mag die Zahl der Hütten 50 bis 60 für eine Bevölkerung von etwa 250 Seelen betragen haben.

Die Hauptstraße durchquert das Stadtinnere von Tor zu Tor. Sie ist zu einem Teil nahe dem Osttore von einem bekiesten Areal flankiert, für Material und Abstellplatz.

Der Vorplatz an der westlichen Limmatseite gilt als Stapelplatz und Schiffflände. Er ist künstlich höher gelegt, gegen Nordwesten mit Palissaden bewehrt.

Die Wassergräben, ein bis zwei Meter von der Umfassungsmauer verlaufend, haben eine Breite von etwa drei Metern und eine Tiefe von durchschnittlich 1,5 Metern, während die Wassertiefe zwischen 0,6 und 1,3 Metern schwankt, je nach dem Wasserstand der Limmat. Außerhalb, nördlich und östlich, findet sich noch Wies-, Acker- und Weideland, wie teilweise auch Sumpfgebiet.

Die auf der Landseite mit Wall und Graben umzogene Burg oberhalb des Städtchens besteht aus einer Umfassungsmauer, halbrund, von 18×23 Metern. Darin steht der zirka 13 Meter hohe (bis Mauerkrone) Wohnturm von 9×9 Metern, mit Obergaden und Spitzhelm. Von der Limmatseite durch Abhang geschützt, mit Zugang von Nordosten durch einziehbares Stege vom Weg Glanzenberg—Weiningen.



Abb. 1. Keramik beider Wohnperioden (siehe auch Abb. 2).

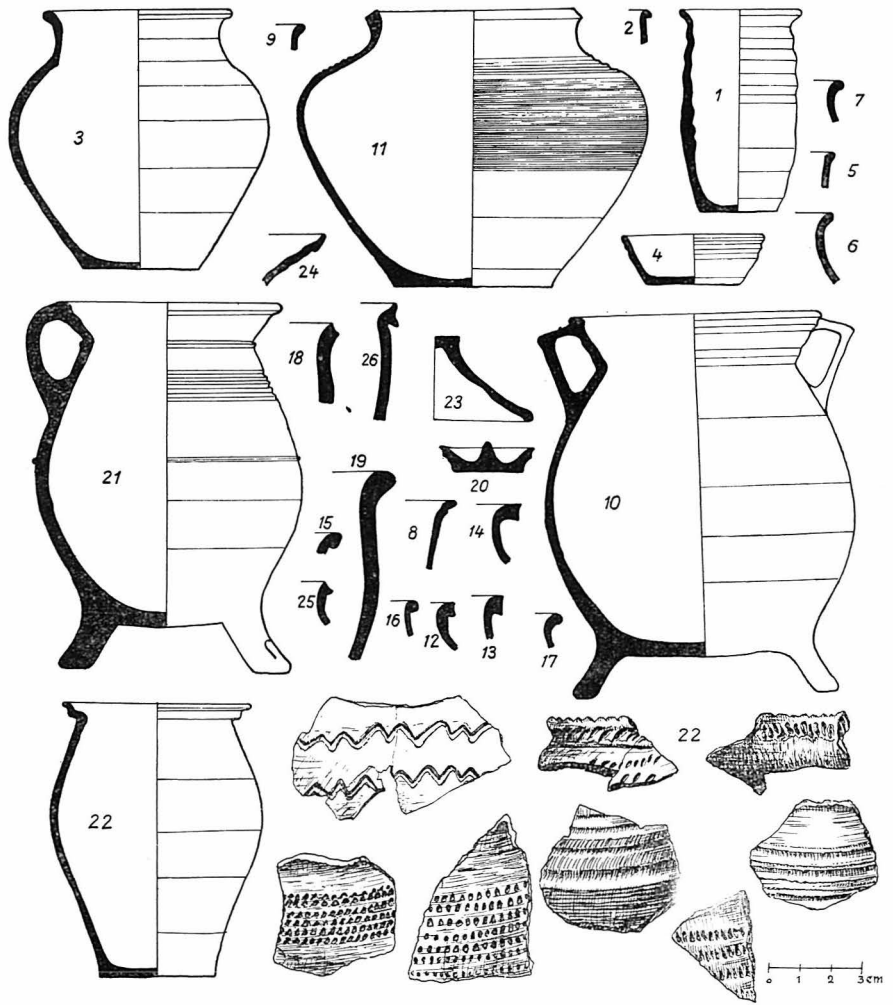


Abb. 2. Profile der Keramik ($\frac{1}{2}$ natürliche Größe).

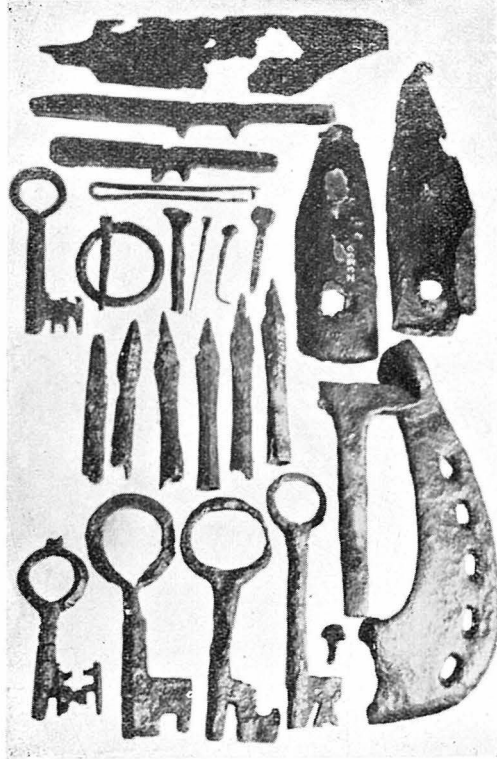


Abb. 3. Funde aus Eisen.

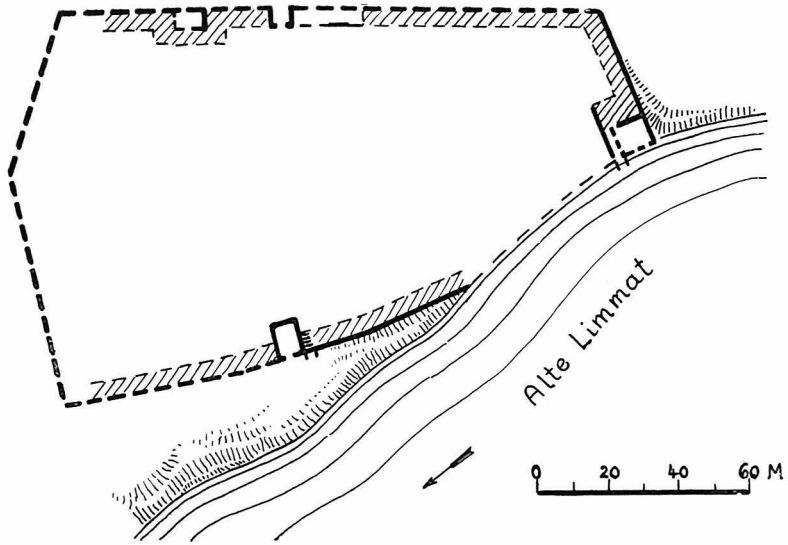


Abb. 4. Glanzenberg, Grabungsplan 1940.

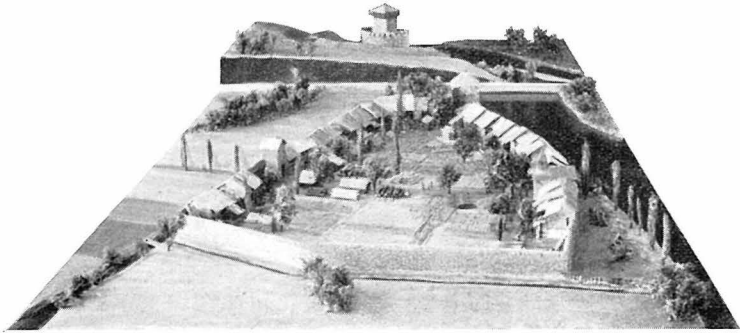


Abb. 6. Modell der Stadt und Burg von H. Defatsch, Zürich.



Abb. 7. Rekonstruktion der Burg nach G. Hartmann, Zürich.

Bisher erschienen:

1948. «Landeskunde vom Limmattal», von Dr. H. Suter.
1949. «Orts- und Flurnamen von Dietikon», von Karl Heid. (Vergriffen.)
1950. «Die öffentlichen Verkehrsbetriebe von Dietikon.»
I. Teil: Post, Telegraph, Telephon und Zoll; von Karl Heid.
1951. «Die öffentlichen Verkehrsbetriebe von Dietikon.»
II. Teil: Die Limmattal-Straßenbahn; von Karl Heid.
1952. «Der Übergang der Franzosen über die Limmat am 25. September
1799»; von Robert Müller.
1953. «Glanzenberg.» Bericht über die Ausgrabung 1937 bis 1940;
von Karl Heid.